

chen der Erde ihnen antun. Und er selbst geht weinend durch die Wälder, weil Gott so wenig geliebt wird. „Selig, die so trauern können . . .!“

Elisabeth von Thüringen ist die große, geistliche Schwester des heiligen Franz. Auch für sie und ihre kleinen Kinder ist einmal in der Weihnacht kein Platz mehr in der Herberge, in dem Heim auf der Wartburg. Sie geht in die Kirche der Minderbrüder und singt das Te Deum. Sie bleibt die strahlende, die gute Schwester aller, die vom Hunger und Haß und von der Herzlosigkeit gequält werden. „Selig, die durch ihre Liebe den Frieden stiften . . .!“

Es gibt mehr Menschen, als es nach außen hin scheint, die mit einem neuen Heimweh die gottgeschenkte Weihnacht suchen. Es läßt sich nicht gütig beweisen, daß eine hoffnungslose Skepsis die seelische Mitte des heutigen Menschen sei. Wir sind zuinnerst immer noch Kinder. Und wir können nie ganz vergessen, daß wir einen Vater im Himmel haben. Wir wehren uns instinktiv gegen eine tierische Stumpfheit des Lebens. Wir sehnen uns nach dem heiligen und rettenden Spiel mit dem göttlichen Bruder, der auch ein Kind geworden ist. Und jede Kreatur will mit uns spielen. Der Stein und das Wasser, die Blume und das Tier wollen durch uns, durch die Kinder Gottes erfahren, daß die Welt nicht verdammt, sondern erlöst ist. So steht es im Römerbrief.

Spielen kann aber nur ein reiner Mensch! Wer sah je einen Schuldigen wirklich spielen? Er versucht vielleicht, sich im Lärm und Rausch zu betäuben. Zum Spielen aber fehlt ihm der Friede des Herzens. Der Weg zur Krippe führt durch die ehrliche Läuterung des Advents. Dann darf ich spielen auf Flöten und Schalmeyen in dulci jubilo mit dem Kind gewordenen Gott. Jetzt kann mich das Spiel mit Gott nicht mehr zerstören. Es macht mich selig! Will jemand von uns eine andere Weihnacht feiern?

Der Frühling der graeco-italienischen Renaissance

Von JEAN DÉCARREAU

Man schreibt 1453: Konstantinopel ist in die Hand der Türken gefallen und heißt fortan Stambul. Manche meinen, dieses für die westliche Kultur so erschütternde Ereignis sei für den Menscheng Geist doch nicht ohne Gewinn geblieben. Eine allzu verbreitete Auffassung will, daß der Fall der „von Gott beschützten Stadt“ dadurch, daß er eine Menge Griechen nach Italien führte, dem großartigen italienischen Quattrocento eine ganz eigene Note gegeben habe. Man ist in der Vereinfachung, d. h. in der Verhärtung der geschichtlichen Wahrheit sogar so weit gegangen, im Fall Konstantinopels eine der Ursachen der Renaissance zu sehen. Es fehlt nur noch der volkstümliche Bilderbogen; und es ist tatsächlich erstaunlich, daß die Ikonographie das Bild nicht aufweist, das zu erwarten war: nämlich das Bild eines griechischen Gelehrten, wie er aus der gebrandschatzten Stadt flieht, in den Falten

seines Gewandes irgendeinen Schatz der antiken Weisheit bergend; genau auf die gleiche Weise, wie einst die Maler den Äneas dargestellt hatten, wie er samt seiner Familie und mit deren Gottheiten das brennende Troja verläßt.

Mit dem Fall von Konstantinopel stürzte eine ganze Mauer der christlichen Festung in sich zusammen. Der siegreiche Halbmond rückte dem Westen bedrohlich näher. Der Kreuzzugsgedanke, der noch immer in der Luft lag, erhielt einen tödlichen Stoß oder wurde doch stark erschüttert. Ganze christliche Volksteile wurden dem Abfall überantwortet. Gewiß, die Beziehungen zwischen dem Abendland und der Hauptstadt am Bosphorus waren nie die besten gewesen. Das alte Rom hatte manchen Sturm aus dem Osten über sich ergehen lassen müssen, und in Byzanz hegte man keinen geringen Groll gegen die alte Residenz der Päpste.

Längst hatte Petrarca verkündet: „Die Türken sind unsere Feinde; aber die schismatischen Griechen sind schlimmer als sie.“ Und auf griechischer Seite hatte sich der Großherzog Notaras kurz vor dem Sturz der Stadt im Übermut zu dem Ausruf hinreißen lassen: „Immer noch besser, wir sehen in Konstantinopel den Turban der Türken als die Mitra der Lateiner.“ Sein Wunsch war in Erfüllung gegangen; aber in der ganzen Christenheit herrschte Entsetzen. Mochte man denken, wie man wollte, mochte man Byzanz hassen und als häretisch brandmarken: Byzanz war eine christliche Position. Die unbedachte Bemerkung des Großherzogs spricht Bände über die Rivalität zwischen Ost und West. Aber ihre Erfüllung brachte keine reine Freude. Von Tag zu Tag mehr wich sie lähmender Furcht; man mußte auf das Schlimmste gefaßt sein.

Der Fall Konstantinopels

Bei den Gebildeten war die Trauer nicht geringer. Die Reisenden hatten das Wunder bestaunt, das Natur und Kunst im Verein an der äußersten Spitze Europas zustande gebracht hatten: mehr als dreihundert Straßen, Tausende von Palästen, eine Menge privater Bäder, berühmte Fora, unzählige Säulenhallen, eine Rennbahn mit großer sportlicher und politischer Tradition, die Stadt des Kaiserhofes, weltbekannte Klöster, die Kuppeln der Basiliken, die grüne Pracht der Gärten, die sich bis zum Bosphorus erstreckten und dazu die unvergleichliche Lage am Goldenen Horn! Gewiß, die Stadt hatte bei der Plünderung durch die Lateiner im Jahre 1204 viel von ihrem Glanz eingebüßt; aber es blieb genug übrig, um auf die Einbildungskraft zu wirken. Wenn es auch verarmt und verstümmelt war, Byzanz hatte seinen herrscherlichen Charakter nicht eingebüßt. Vor allem barg es seit Jahrhunderten in seinen Mauern einen solchen geistigen Reichtum, so viele ehrwürdige Überlieferungen, so viel Zeugnisse einer verfeinerten Kultur, so viel Meisterwerke der heidnischen Antike und der christlichen Literatur, eine solche Fülle an Wundern der Kunst! Ja, man hat den Eindruck, als habe diese Hauptstadt alter Kultur kurz vor ihrem Sturz unter den letzten Paläologen noch einmal in ihrer ganzen Herrlichkeit hell aufleuchten wollen, damit man nachher um so schmerzlicher spüre, daß sie aufgehört hatte zu existieren. Diese ganze reiche Ernte war den Barbaren in die Hände gefallen.

Vor allem die Kaufleute hinter den Ladentischen ihrer *fondachi* waren wie vor den Kopf geschlagen. Seit Jahrhunderten hatten Venezianer und Ge-

nuesen dort drüben ihre Interessen und hatten sich gründlich festgesetzt. Wohl waren die Geschäfte durch die immer kühneren Unternehmungen der Türken im Mittelmeer seit langem schwieriger geworden; aber weder die Venezianer noch die Genuesen waren darüber ruiniert worden. Der Archipel blieb befahrbar, und mochte die Blockade noch so streng gehandhabt werden, es gelang doch immer noch, manche Ladung aus dem Schwarzen Meer durchzuschleusen. Was sollte nun aus den bereits laufenden Bestellungen werden? Zwar hatten die Türken selbst Interesse an diesem Handel, aber mußten die italienischen Kauffleute nicht dennoch fürchten, alle miteinander zum Bankrott verurteilt zu sein? Und würde nicht ihr Sturz Venedig und Genua mit sich reißen, deren Ruhm und Luxus einzig von diesem Handel lebten? Auf einmal fühlten alle in sich den Geist der Kreuzzüge erwachen für das Wohl der Christenheit im allgemeinen und das ihrer Geschäfte im besonderen. Aber es war zu spät.

So konnte es denn geschehen, daß nach 29 Belagerungen, die Byzanz im Lauf seiner tausendjährigen glorreichen Geschichte fast alle siegreich bestanden hatte, nach 54 Tagen einer sich immer enger zusammenziehenden Einschließung, die Nacht vom 28. auf den 29. Mai 1453 in den Augen vieler genau so als Katastrophe erscheinen konnte wie die Einnahme Roms im Jahre 410 durch Alarich. Dennoch war es nicht eine ruhmlose Niederlage gewesen. Nicht ganze 9000 Verteidiger, noch dazu schlecht bewaffnet, hatten den über 150000 Belagerern standgehalten, die zum großen Teil aus den berühmten Janitscharen, den besten Truppen der Zeit, bestanden. Hätten die Belagerten auch nur die geringste Hilfe aus dem Westen erhalten, wäre Mohammed II. trotz seiner ans Wunderbare grenzenden List und Zähigkeit gezwungen gewesen, die Belagerung aufzugeben. So aber hatte die mächtige Artillerie des Türken, insbesondere ein riesiges Geschütz, genannt die „Kaiserliche“, die Geschosse vom Gewicht einer Tonne 1500 m weit schleuderte, systematisch nacheinander die ganze Stadtmauer niedergelegt.

Am Abend des tragischen 28. Mai hatten sich Griechen und Lateiner gemeinsam zur Feier der Eucharistie zusammengefunden. Ihrer alten Feindschaft vergessend, hatten sie sich dabei brüderlich umarmt und zum letzten Mal erhoben sich im gemeinsamen Gebet die Anrufungen der Litaneien. Der Genuese Giustiniani, ein Held des Widerstandes, war „für die Verherrlichung Gottes und die gemeinsame Ehre der Christenheit“ gefallen. Der Kaiser Konstantin Dragases, der elfte dieses Namens, der letzte Basileus, der Gesalbte des Herrn — eine adlige Gestalt voll Mut und Entschlußkraft — war wie ein einfacher Mann des Fußvolkes unbeachtet umgekommen. Man hatte seinen Leichnam einzig an den purpurnen mit goldenen Adlern gezierten Schnürstiefeln unter den Leichen der andern Gefallenen wiedererkannt.

Zu all diesem Elend kam die dreitägige allgemeine Plünderung, die der Sieger seinen Truppen versprochen hatte: die Janitscharen strömten in die Stadt hinein; welcher Reichtum ging da zugrunde, was wurde an Büchern durch die Feuersbrunst vernichtet oder in alle Winde verweht; der ganze Aristoteles, der ganze Plato waren für ein paar Heller feil; die heiligen Ikonen, für die man so viel gelitten und gekämpft hatte, wanderten in den

Ofen, um den Türken das Essen zu kochen; entweiht das Bild der hochheiligen Muttergottes, der Schutzherrin der Stadt; zerrissen oder um ein Spottgeld verkauft, die kostbaren Evangelienbücher, die Klöster mit Gewalt erbrochen, die dem Herrn geweihten Jungfrauen entehrt, 40000 Menschen getötet, 50000 bis 60000 als Gefangene weggeschleppt.

Und der Gipfel der Schmach: Mohammed II., dieser Bursche von 23 Jahren, hatte den Tempel der Hagia Sophia betreten und hatte auf dem Altar stehend dem Gott des Islam Dank gesagt. Hieß das nicht, daß der heilige Konstantin, der Bannerherr der Kaiserstadt, sich von seinen Untertanen abgewandt hatte? Wahrhaftig, viele Abendländer konnten ihrerseits in die Klage des Dukas einstimmen: „O Stadt, o Stadt! du anderes im Abendland gelegenes Paradies, reich an Bäumen aller Art, die sich unter der Last deiner geistigen Fruchtbarkeit neigen! Wo ist deine Schönheit geblieben? Wohin ist die wohlthätige Kraft deines begnadeten Geistes verschwunden? Wo sind die Leiber der Apostel meines Herrn? Wo die Reliquien der Heiligen und der Martyrer? Was ist aus der Asche des großen Konstantin geworden?“

In Wirklichkeit regierten die Ottomanen nach der Liquidierung des byzantinischen Reiches verhältnismäßig glimpflich, wenigstens für die Begriffe der damaligen Zeit. Wenn es auch eine starke Übertreibung ist zu sagen, der Sultan der Türken habe das Werk Konstantins wieder aufgenommen (wie das tatsächlich behauptet worden ist), so steht doch fest, daß die Christen, nachdem die Ordnung wiederhergestellt war, im allgemeinen geachtet waren. Eine ansehnliche Zahl von Kirchen wurde ihnen zurückgegeben, das Leben in der Stadt ging weiter und der Handel erfuhr keine allzu erhebliche Unterbrechung. Es bleibt bestehen, daß die Betroffenen beim Eintritt der Katastrophe das Schlimmste befürchten mußten; war der Sieger doch wegen seiner Grausamkeit allgemein gefürchtet.

Der Strom der Flüchtlinge

Die traurigen Reste der Einwohner von Byzanz wurden vertrieben und wandten sich verängstigt dem Peloponnes und besonders Italien zu. Die Flüchtlinge erinnerten sich, daß Süditalien einst Griechenland hieß und der byzantinische Einfluß dort noch bedeutend war. Am liebsten aber liefen sie Venedig an, wo sie sich sofort weniger in der Fremde fühlten. Von da gelangten sie nach Florenz, dessen Ruf sie anlockte. Sein mildes Licht, seine klar gezeichneten Höhenzüge mochten manche von ihnen an die Landschaft Athens zu Füßen der violetten Hänge des Hymettos erinnern. Aber die Neuankömmlinge blieben auch hier vom Unglück verfolgt. Sie kamen nicht als wohlhabende Gesandte einer hochstehenden Kultur, sondern als Emigranten. Sie bildeten einen Haufen lärmenden Volkes und fielen durch ihre Taktlosigkeit lästig. Unter lautem Geklammer verkündeten sie, welches Unheil ihnen zugestoßen war. Sie stellten anmaßende Forderungen und erfüllten Straßen und Plätze mit ihrem Geschrei. Bald wimmelte es in ganz Italien von diesen Graeculi.

Die Faulen, und deren gab es nicht wenige, und die Arbeitslosen, und dazu gehörten fast alle, begannen zu betteln. Andere verlegten sich mit Geschick auf die tausend kleinen Kniffe des Zwischenhandels, in denen die Levantiner Meister sind. Wieder andere begriffen mit hellem Kopf rasch, daß

ihre Kenntnis des Griechischen eine ergiebige Geldquelle darstellte. Sie entdeckten plötzlich in sich den Drang zu den verschiedensten geistigen Berufen. Sie ernannten sich aus eigener Vollmacht zu Pädagogen und Schreibern, zu Sekretären und „Dichtern“ mit Gehaltsansprüchen. Die Gerissensten unter ihnen wurden über Nacht Händler in Philosophie. Sie starren von Schmutz und trugen den herkömmlichen Philosophenbart. Dieses ganze armselige Volk fristete mit Mühe und Not sein Leben. Sie gaben Privatstunden, verkauften ihr Griechisch und stürzten sich auf jedes Geschäft, das für geistig Beflissene ein Trinkgeld abzuwerfen versprach.

Die Italiener, die auf Anmut und *cortesia* so viel Wert legen, waren voll Verachtung für dieses zusammengewürfelte, jähzornige und keifende Pack, dessen Rede doppelzünftig war, das unglaublich gekleidet ging und kein Toskanisch verstand — und Toskanisch war doch (so wollte es die Meinung des braven Volkes) die Sprache des Himmels. Diese Leute waren für jede wahre Poesie unzugänglich und gaben dabei vor, kultivierter als selbst Cicero zu sein. Die mildeste Bezeichnung für sie lautete noch „Läusebärte“. Der Neapolitaner Pontano hielt sich die Nase zu, so oft ihm einer von diesen Griechen zu nahe kam, und machte eine Geste, die sich überhaupt nur auf latein beschreiben ließe.

Die wahren Gelehrten unter ihnen wurden indes in der Regel gut aufgenommen; wenn auch sie meistens durch Anlage und Verhältnisse dazu geführt wurden, einen Großteil ihrer Tage auf Wanderschaft zuzubringen. In einem Land, wo selbst die Bankiers die Gelehrsamkeit zu ehren wußten, begegneten sie — zumal in der ersten Zeit — meist einer großzügigen Gastlichkeit. Diese Gelehrten bereicherten eine ganze Reihe italienischer Universitäten mit ihrem Wissen, so die Akademie der Aldus in Venedig, die Sapienzia in Rom und vor allem das studio und die Platonische Akademie der Medici in Florenz. Sie waren als Zierde der Höfe und literarischer Zirkel gesucht. Männer wie Janus Lascaris, der als einer der letzten nach Italien kam, machten ihrer Aufgabe alle Ehre und trugen manchen Stein zu den verschiedenen Denkmälern des italienischen Humanismus bei. Ihnen ist es zu danken, wenn nach dem Wort eines Zeitgenossen „Griechenland nicht tot, sondern nach Italien ausgewandert“ war.

Doch dauerten leider die Flitterwochen nicht lange. Sei es, daß manche Fürsten geizig waren — nicht alle hießen Medici —, sei es, daß die Emigranten, auch die berühmten unter ihnen, taktlos, mißtrauisch und schwer zu ertragen waren, jedenfalls endeten viele von ihnen in Einsamkeit und Elend. Theodor Gaza, Andronikus Kallistos und mehrere bekannte Gelehrte sonst starben in äußerster Verlassenheit und Entbehrung. In Rom verkaufte der große Argyropoulos seine Bücher, um Brot zu kaufen. Michael Apostolis, der Bessarions Lob gesungen hatte, rühmte sich seiner Lumpen und nannte sich stolz den König der Landstreicher (*Basileus ton peneton*).

Diese ganze Welt von Hungerleidern (*esurientes*) war zum Teil selbst an ihrem Lose schuld. Sie behaupteten, dem Abendländer nur die Späne (*prae-segmina*) des Hellenismus abgetreten zu haben, während die Italiener sich beklagten, sie hätten von Athen nur die Abfälle seiner Intelligenz erhalten. Schließlich gingen die Emigranten aller Welt auf die Nerven.

Die erste Generation der Humanisten

In Wirklichkeit waren die Geachtetsten und Beliebtesten unter den griechischen Gelehrten zum größten Teil lange vor dem Fall von Byzanz nach Italien gekommen. In Kalabrien hatten sich, unbeschadet der politischen Wechselfälle, besonders in den Klöstern eine Zahl griechischer Zentren erhalten und waren mit ihrem Stammland in Austausch geblieben. Doch war das Griechische, das sie sprachen, weniger die Sprache der Bildung als die des Handels und der Kirche.

Schon zu Lebzeiten Petrarcas (gest. 1347) machte ein kalabrischer Mönch viel von sich reden. Er hieß Bernardo, war aber unter seinem Ordensnamen Barlaam bekannter. Der Mann war viel auf Reisen und scheint ein reichlich bewegtes Leben geführt zu haben. Er hatte sich mit ganzer Leidenschaft in den Streit um den Hesychasmus geworfen, der damals die byzantinische Welt ziemlich erregte. Er war ohne Zweifel ein Gelehrter. In Avignon war er Petrarca begegnet. Petrarca, der um sein Leben gern Griechisch gekonnt hätte und sich vergeblich bemühte, Homer zu verstehen, sah in der Begegnung mit Barlaam einen großen Glücksfall. Er schloß sich ihm an, und zunächst ging alles aufs beste. Der Schüler war selig und glaubte schon, dank einem solchen Lehrer das Morgenrot des Hellenismus über Italien aufgehen zu sehen. Aber eines schönen Tages scheint der Lehrer seinen Schüler ziemlich plötzlich versetzt und den Unterricht abgebrochen zu haben. Jedenfalls kehrte Barlaam in sein Bischofspalais nach Gerace zurück. Petrarca aber hatte, wie er selbst sagte, vom Griechischen nur die Kindermilch zu kosten bekommen.

Leontino Pilatus, gleichfalls ein Schüler Barlaams, hatte mehr Gewinn aus den Stunden seines Meisters zu ziehen gewußt. Er war ein seltsamer Mensch: alles in allem ein Abenteurer. In Italien gab er sich für einen Griechen aus Thessalonich aus, in Griechenland für einen Lateiner. In Wirklichkeit war er wohl ein wenig beides: er stammte aus Kalabrien und verstand daher Griechisch. Petrarca, den sein Traum nicht losließ, nahm Verbindung mit ihm auf und glaubte, endlich mit seiner Hilfe die heilige Sprache Homers und Platons zu entziffern. Leontius begann mit ihm, die ersten Gesänge der Ilias ins Lateinische zu übersetzen; Lexika gab es noch nicht. Doch ohne daß wir den Grund wußten, wurde die Sache bald aufgegeben. Man hat vermutet, das allzu barbarische Latein des Lehrers habe die darin sehr empfindlichen Ohren des Schülers beleidigt. Jedenfalls hat Petrarca nie Griechisch gelernt.

Boccaccio hatte mit dem Hellenisten Pilatus mehr Glück. Es gelang ihm, ihn als Professor an das studio seiner Heimatstadt Florenz zu ziehen. Drei Jahre hindurch war er dort sein Schüler. Dazu gehörte schon einiger guter Wille. Muß doch sein Gast, den Petrarca bereits „plumpes Vieh“ (*magna bellua*) geschimpft hatte, in jeder Beziehung abstoßend gewesen sein: von schmutzigem Äußern, mit ungepflegtem Bart, von flegelhaften Manieren und einem einfach unmöglichen Charakter. Die Liebe zum Griechischen war bei Petrarca nicht so weit gegangen, die Nähe dieses Individuums zu ertragen. Boccaccio war robuster. Er zog aus dem Umgang mit Pilatus Nutzen, obwohl die Übersetzung Homers ins Lateinische mehr als mühsam war: das

Selbstbewußtsein des Lehrers stand leider zu seiner Kenntnis des Lateinischen in keinem Verhältnis. Und doch ist es bewegend zu sehen, wie diese beiden Männer als einzige im damaligen Abendland sich so viel Mühe gaben, sich zu den Geheimnissen des Griechischen zurückzutasten.

Man hätte meinen sollen, daß Pilatus für all das Geld, die Ehrerweisung und Geduld, die ihm am studio zu Florenz zuteil geworden waren, hätte dankbar bleiben müssen. Aber so leicht er es mit der Ortsveränderung hatte, so leicht hatte er es auch mit dem Vergessen. Kaum hatte er in einem Anfall seiner Laune Italien hinter sich gelassen, so fand er in seinem Wortschatz an die Adresse der Italiener keine Schimpfworte, die grob genug waren (und bekanntlich waren die Humanisten in dem Punkt reichlich versehen). Dabei war er imstande, kurz darauf Italien zu preisen und die Griechen mit Schmutz zu bewerfen. Und doch bleibt es sein Verdienst, wenn der Hellenismus im Italien des Quattrocento seinen Einzugs hielt. Das geschah um das Jahr 1360, d. h. ungefähr 90 Jahre vor dem Fall Konstantinopels.

Die Reihe der großen Griechen

Aber dies war erst der Anfang. Gegen Ende des Jahrhunderts sollte der italienische Hellenismus von einer äußerst wichtigen Persönlichkeit seinen entscheidenden Antrieb erfahren: Im Jahre 1396 war Manuel Chrysoloras in Venedig eingetroffen. Der Basileus Manuel II. Paläologus hatte ihn mit einer Mission betraut. Ein großer Ruf ging Manuel Chrysoloras voraus, und er war tatsächlich von einem andern Format als seine kalabrischen Vorgänger. Er war ein authentischer Grieche, war Professor, Redner, Gelehrter und Philosoph. Ihn zierten Anmut und Würde, ein gütiges Wesen und tiefe Frömmigkeit. Er glich, so hieß es, „bei seiner großen Gelehrsamkeit mehr einem Engel als einem Menschen.“ Manuel war ein direkter Nachfahr der attischen Sophisten, ehe die Wortklauberei ihr Herz verdorben hatte. Kein Wunder, daß er der Führer der kleinen Schar der Griechenfreunde wurde, die schon lange auf einen solchen gewartet hatten.

Es gelang den Florentinern, Manuel für sich zu gewinnen. Sie machten sich eine Ehre daraus, ihn in ihr studio aufzunehmen und setzten ihm ein Jahresgehalt von 150 Gulden aus. In Manuel Chrysoloras hatte das Abendland recht eigentlich seinen Lehrer des Griechischen gefunden. Ein wahrer Sturm der Begeisterung erfaßte die gebildete Welt. Man sah betagte Männer nach dem Vorbild Catos die Anfänge der „göttlichen Sprache“ erlernen. Ein Leonardo Bruni wollte sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen. Er sagte der Rechtswissenschaft ade und machte sich in der griechischen Philologie einen geachteten Namen. Griechisch wurde Mode, ja ein richtiger Snobismus mit dem unvermeidlichen Gefolge unreifer Begeisterung und lächerlicher Exaltiertheit. Ubrigens war Florenz nicht die einzige Stadt, die von einer so seltenen Persönlichkeit profitierte. Bekanntlich waren die Humanisten bei ihrer großen Wißbegier recht reiselustig. So kam es, daß auch Mailand, Pavia, Bologna und Rom Gelegenheit hatten, den „Fürsten der Beredsamkeit und der Philosophie“ zu feiern. Als Manuel 1415 starb, konnte er getrost sagen, daß eine hoffnungsvolle Saat hellenistischer Begeisterung in Italien ausgestreut war.

Gemistos Plethon, der „Erfüllte“, wie man den Namen verdeutschen

könnte, gehört ebenfalls in die Reihe der großen Humanisten der byzantinischen Renaissance, die unter den Paläologen blühten. Er war ein gelehrter Philosoph, doch mit einem tüchtigen Schuß utopischer Gedanken. In seinem System mischten sich Heidentum, Christentum und Platonismus auf eine wunderliche Weise. In Mistra, einer Stadt auf dem Peloponnes, wo die Despoten auf eine Weise Hof hielten, die mit den besten Italiens wetteifern konnte, schlug die Stunde seiner Berühmtheit. Für ihn war der Peloponnes der eigentliche Boden des reinen Griechentums, und von hier mußte rechtens die Erneuerung der Welt ausgehen. Um dieses Ziel zu erreichen, hatte der Philosoph einen ebenso grandiosen wie wirklichkeitsfremden Plan entworfen, der direkt auf den „Gesetzen“ seines Meisters Plato fußte. Erstaunlich ist nur, daß man seine verstiegenen Gedanken ernst genommen zu haben scheint.

Wichtiger war, daß Plethon eine ausgezeichnete Kenntnis der alten Schriftsteller besaß. Als er nach Italien kam, erlebte er dort, zumal in Florenz, einen wahren Triumph. Es scheint, daß er die Sonne selbst in den Schatten stellte. „Ein zweiter Sokrates, ein zweiter Plato“, so hieß es allenthalben. Cosimo Medici empfing ihn auf seine Weise, d. h. mit fürstlicher Freigebigkeit. Der Philosoph verstand übrigens ein so großes Entgegenkommen zu nutzen. Es gelang ihm, auf die platonischen Kreise der Arnstadt einen merklichen Einfluß zu gewinnen.

Doch die anziehendste Gestalt dieses Sternhaufens war ohne Zweifel Bessarion. Als im Jahre 1439 das Konzil von Ferrara stattfand, fiel den Konzilsvätern der junge Metropolit von Nizäa auf, der erst 35 Jahre zählte und doch schon durch seine Rechtgläubigkeit und Intelligenz einen großen Einfluß ausübte. Er wußte ausgezeichnet über die Dinge bei den Lateinern und Griechen Bescheid und besaß die seltene Eigenschaft, seine Meinung in Bescheidenheit durchzusetzen und auch für andere Auffassungen echtes Verständnis aufzubringen. „Ich glaube nicht“, pflegte er zu sagen, „daß es recht wäre, wenn wir uns von den Lateinern trennten.“ Kein Wunder, daß der charakterfeste und kluge Mann, dem es mehr um Versöhnung als um Verschärfung der Gegensätze zu tun war, zu den Männern gehörte, die an führender Stelle für eine Wiedervereinigung tätig waren.

Die römische Kirche begriff schnell, wie nützlich ihr dieser Bischof einmal werden könnte, wenn es ihr gelang, ihn für sich zu gewinnen, und ehrte ihn mit dem Kardinalspurpur. Von da an blieb Bessarion in Italien, zumal in Rom, wo ihn seine Amtspflichten festhielten. Doch als echter Humanist suchte er gern auch die andern geistigen Zentren auf: Florenz, Padua, Ravenna, Bologna fühlten sich durch seinen Besuch geehrt. Bessarion wurde vom Papst mit verschiedenen Missionen in Europa betraut. Der kluge Gelehrte, den jedermann schätzte und achtete, war der ideale Gesandte, um für einen neuen Kreuzzug gegen die Türken zu werben. Dieser Kreuzzug lag Bessarion persönlich am Herzen. Er sollte, so meinten viele, die Grenzen der Christenheit nach Osten erweitern. Wer weiß, ob Bessarion, hätte er seinem stattlichen Bart nicht solchen Wert beigemessen, beim Tode Nikolaus' V. nicht zum Papst gewählt worden wäre.

In der Tat, dieser Byzantiner war nicht nur „der griechischste von den

Lateinern“, sondern auch „der lateinischste von den Griechen“. Er war einer der glänzendsten Vertreter des Hellenismus im Abendland. Bessarion war nicht nur Theologe und Diplomat, er war auch ein bedeutender Gelehrter, Übersetzer und Philosoph. Sein Kardinalspurpur verlieh den literarischen Studien einen neuen Glanz an Bedeutung und Würde und steigerte noch ihre Anziehungskraft.

Bessarion hatte in jungen Jahren an den Quellen literarischer Bildung, in Byzanz selbst, studiert, „dieser Schule erlesensten Wissens“. Am kleinen Hof von Mistra hatte er die goldenen Lehren Plethons in sich hineingetrunk und seinen Geist mit platonischen Gedanken erfüllt. Als daher im Jahre 1439 ein Streit zwischen der periphathetischen Schule (der Vulgarphilosophie) und der platonischen (der Philosophie der Fürsten, wie sie schon Petrarca nennt), ausbrach — ein Streit, der dreißig Jahre dauern sollte —, da griff Bessarion zu Gunsten seines Meisters Plato ein. Er tat es, seinem Temperament entsprechend, friedlich und versöhnlich ohne jeden Fanatismus. Er wollte den philosophischen Schulen wohl eine Lektion erteilen, die so gern glaubten, sie hätten die volle Wahrheit für sich gepachtet. Damals dachte man übrigens allen Ernstes daran, die Universität von Paris, die unbestrittene Hochburg des Aristotelismus um eine Entscheidung anzugehen. Man hoffte, sie werde die Thesen des „göttlichen Plato“ ebenso verdammen, wie sie einst im 13. Jahrhundert die wiedererstarkende Philosophie der Peripatetiker verurteilt hatte. Es ist nicht zuletzt der geistigen Autorität Bessarions zuzuschreiben, wenn in diesem Streit, der mit seinem Lärm die Griechen des Westens entzweite, schließlich doch Plato den Sieg davontrug.

Der große Mann wirkte noch über seinen Tod hinaus; durch die Bibliothek nämlich, die er dem Senat von Venedig zum Geschenk gemacht hatte. Bessarion hatte sie mit viel Mühe zusammengebracht. Sie wurde eine der wichtigsten Zeugkammern des Hellenismus in Italien. Sie umfaßte ungefähr alles, was Hellas an großen Werken des Geistes der Nachwelt hinterlassen hat: die Werke seiner Dichter, Redner, Geschichtsschreiber, Philosophen, Gelehrten, Ärzte und Kirchenväter, von denen vor allen die Aldinischen Ausgaben berühmt werden sollten. Noch heute bildet die Bibliothek Bessarions die Zierde der Bibliothek von San Marco. Bessarion war wirklich einer der umfassendsten und größten Geister unter den Humanisten der Frührenaissance. Er war auch in der glorreichen Reihe der Kirchenschriftsteller einer der Erneuerer des christlichen Humanismus.

Solcher Art war der typischste, universalste und sympathischste der griechischen Gelehrten, die nicht erst die Vertreibung durch die Türken abwarteten, um nach Italien zu kommen. Im Zusammenhang mit Bessarion mußte noch ein ganzer Kreis weiterer Gelehrter genannt werden. So Georg Trapezuntios, der 1420 nach Italien kam und in Venedig aristotelische Philosophie vortrug. 1435 folgte ihm Theodor Gaza auf die Apenninenhalbinsel, wo beide dem neu auflebenden Platonismus die Hölle heiß machten. In diesem Streit stand Johannes Argyropulos, ein anderer Goldmund, der 1441 herübergekommen war, Bessarion zur Seite, um dem Platonismus zum Siege zu verhelfen. Zu seinen Schülern zählte der künftige Papst Sixtus IV., Co-

simo von Medici, dessen Sohn Pietro, ja Lorenzo selbst, der Prachtige, und später in Rom Angelo Poliziano und der Deutsche Johann Reuchlin. Als einer der letzten kam 1447 Demetrius Chalkondylas nach Italien. Er wurde der Nachfolger von Argyropulos im studio von Florenz.

Die Italiener hatten ihrerseits nicht gewartet, bis man ihnen die Schätze des griechischen Geistes herüberbrachte. Bekanntlich waren sie selbst in den Zeiten der schlimmsten religiösen Spannungen immer mit Byzanz in Fühlung geblieben, und zwar keineswegs nur aus Geschäftsgründen. Mit dem Anheben der Renaissance wurde dieser Austausch, den Männer wie Coluccio Salutati förderten, nur noch fühlbarer. So erklärte z. B. Enea Silvio Piccolomini, der spätere Pius II.: „Kein Lateiner kann als Gelehrter angesehen werden, der nicht in Konstantinopel studiert hat.“ Konstantinopel galt unbestritten als Erbin Athens und als „Veste der erhabensten Philosophie.“ Wer auf Bildung und Ansehen Wert legte, mußte in Konstantinopel gewesen sein. Diese Beziehungen kamen übrigens auch den Byzantinern selbst zugute. Auf diese Weise wurden sie mit Boccaccio bekannt; seine Theseis wurde ins Griechische übersetzt. Der Roman von Fiore und Bianchifiore wurde gleichfalls in der Levante des 15. Jahrhunderts heimisch. Kennnten wir die byzantinischen Texte der Zeit besser, so fänden wir sicher noch mehr derartige Spuren der abendländischen Literatur am Bosphorus.

Die Italiener schöpften also schon früh aus den Quellen selbst. Ihr Eifer war dabei um so größer, je verschwommener die Vorstellungen waren, die sie sich von jenen Geistesschätzen machten. Manuel Chrysoloras, damals in Byzanz eine Berühmtheit, ehe er eine solche ebenfalls in Italien wurde, sah Guarino aus Verona als Schüler zu seinen Füßen sitzen. Aurispa verkaufte ohne Bedenken seine paar Habseligkeiten und lebte fortan von Betrügereien, nur um sich Handschriften verschaffen zu können. Vor allem aber verdankte der berühmte, sperrige und unleidliche Fidelfo Byzanz nicht den geringsten Beitrag zu seiner Aufsehen erregenden Laufbahn: er trat dort in persönliche Beziehungen zu Kaiser Konstantin Dragases, dem letzten Basileus; er lernte dort Bessarion kennen, dem er klarmachte, daß die Italiener keine Barbaren sind, und heiratete die Tochter seines Meisters Chrysoloras.

All diese Byzanzreisenden kehrten nicht mit leeren Händen heim. Bereits Ende des 14. Jahrhunderts konnte Palla Strozzi in Florenz eine Bibliothek mit seltenen Werken ausstatten. Sie sollte später besonders mit dem Gold des Cosmas von Medici ein Kleinod der Stadt werden.

Wahrhaftig: Homer, Plato und auch schon einige griechische Kirchenväter hatten in Florenz Bürgerrecht erhalten. Man braucht nicht auf Giotto und das Problem der levantinischen Einflüsse auf das italienische Trecento einzugehen: es genügt, in Venedig San Marco und in Konstantinopel Khariedjami gesehen zu haben, und die Tatsache eines Austausches seit dem 14. Jahrhundert ist einem sonnenklar.

Erste Ergebnisse

Und schon zeitigte der Hellenismus seine ersten Früchte. Wie wir sahen, hatte Boccaccio bereits im 2. Drittel des 14. Jahrhunderts Homer bekannt

gemacht. Zu Beginn des 15. Jahrhunderts setzte Leonardo Bruni einen guten Teil seines Ehrgeizes daran, Werke von Äschynes, Demosthenes, Plato, Aristoteles, Xenophon, Plutarch und selbst den heiligen Basilius zu übersetzen. Der Kamaldulenser Traversari, eine der anziehendsten Gestalten jener Zeit, wandte sein Augenmerk besonders den griechischen Kirchenvätern zu, verschmähte aber auch Autoren wie Diogenes Laertius nicht. Im Jahre 1447 übertrug Poggio Bracciolini Xenophons Kyrupädie (Geschichte des Cyrus). Guariono von Verona wählte Lukian und Strabo zu seinen Lieblingen. Laurentius Valla, der Vater der modernen historischen Kritik, wagte sich mit seinem scharfen Geist an Aristoteles heran. Noch im Jahre 1447 organisierte Papst Nikolaus V., dessen Leidenschaft für die antike Literatur bis zur Verschwendung ging, wahre Teams von Gelehrten, um die griechischen Autoren methodisch übersetzen zu lassen. Mit ihm nahm recht eigentlich die Vatikanische Bibliothek ihren Anfang. Zählte sie vor ihm nur einige Dutzend griechischer Autoren, so stieg die Zahl der Handschriften nun rasch auf 350, was für die damalige Zeit viel bedeutet.

In dieser turba magna, deren Ränge sich allmählich dicht füllten, scheinen wenig Männer das Format des Nikolaus von Kues erreicht zu haben. Dieser Moselaner holte sich sein Wissen nicht mehr an der Universität Paris, sondern an den geistigen Zentren Italiens. Mann der Kirche und folglich in den kirchlichen Wissenschaften beschlagen, war er ein guter Kenner der mittelalterlichen Theologie und der Kirchenväter. Seine Neigung ging mehr zum heiligen Augustinus, zum Pseudo-Dionysius, zu Proklus, den er griechisch las, zum heiligen Bonaventura, dem heiligen Bernhard, zur mystischen Schule der Viktoriner als zum heiligen Thomas. Plato war daran nicht unbetheilt. Dieser Theologe und Mystiker, den zu lesen sich noch heute lohnt, war außerdem ein Humanist von hohen Graden. Er war ein ausgezeichnete Kenner des Griechischen und Lateinischen, machte kein Hehl aus seiner Sympathie für die kühne Kritik eines Laurentius Valla und war darüber hinaus imstande, sich mit Astronomie, Mathematik, Physik und Rechtswissenschaft zu befassen. Nikolaus von Kues schloß sich auf dem Konzil von Basel Eugen IV. an. Er zeigte großes Verständnis für alle Probleme, in die sich das Papsttum damals verwickelt fand, und spielte in Basel und Ferrara (1438) keine geringe Rolle. Zum Kardinalat erhoben, wurde er vom Papst mit verschiedenen Missionen betraut. Er geißelte den Aberglauben des Kirchenvolkes, suchte der Unwissenheit der Mönche zu steuern und verstand es, für die gesunde Lehre und die Rechte des Apostolischen Stuhles einzutreten. Es ist wohl keine Übertreibung, in ihm den Bessarion der Lateiner zu sehen. Jedenfalls ist es nicht unwichtig, daß in der Stunde, da der Humanismus in der Fülle seiner Kraft in Gefahr war, sich zu einem krassen Heidentum zu entwickeln, ein Mann durch seine ganze Existenz den Beweis erbrachte, daß die höchsten Werte des antiken Geistes in einer tief christlichen Intelligenz und Schöpferkraft integriert werden können.

So hatte bereits um 1450, also vor dem Fall von Byzanz, hellenischer Geist auf italienischem Boden feste Wurzeln geschlagen. Wohl konnte nach der Katastrophe Enea Silvio Piccolomini darüber klagen, daß der Verlust dieser Stadt „für Homer und Plato den Tod bedeutet habe“, doch haben wir in

solchen Worten vor allem einen rhetorischen Ausruf zu sehen. (Man war damals sehr für Rhetorik.) Es ist ein Wort, das sich aus der Niedergeschlagenheit des Augenblicks durchaus verstehen läßt. Die Wahrheit ist aber völlig anders: ohne den Fall von Byzanz wäre Italien von etwas weniger Graeculi heimgesucht worden; aber es hätte genau so viel Gelehrte von Format bei sich aufgenommen. Eine Emigration, mochte sie noch so viele Menschen heranzuführen, konnte nur noch wenig Neues bringen: die Florentinische Renaissance und die Byzantinische unter den Paläologen, oder mit den Worten eines modernen Historikers genauer: „die graeco-italienische europäische Renaissance“ war in vollem Gange, als Mohammed II. vor den Mauern Konstantinopels erschien.

Ja noch mehr: 14 Jahre vor diesem Drama erreichte der griechische Humanismus im Konzil von Florenz, dem Unionskonzil, einen seiner Höhepunkte. Das Jahr 1439 bedeutet das Ergebnis einer langwierigen und lobwürdigen Arbeit, eine Morgenröte, wenn man an spätere Erfolge denkt; aber doch schon ein wirklicher Anbruch des Lichtes.

Die Vorurteile des Ostens

Es handelte sich wieder einmal darum, einen gemeinsamen Boden zu finden für die stets drängende und stets wieder aufgeschobene Frage der Wiedervereinigung der griechischen und lateinischen Kirche; einem äußerst heiklen Problem. Schon im 4. Jahrhundert war zu spüren, daß zwischen den römischen Päpsten und den Patriarchen von Konstantinopel nicht alles glatt abgehen würde; galt doch damals der Grundsatz, daß „der Rang der Bischöfe in der Hierarchie der Kirche durch den bürgerlichen und politischen Rang der Städte bestimmt sein sollte, deren Namen sie trugen.“ Der 28. Kanon des Konzils von Chalzedon hatte die Lage der Ostkirche noch genauer bestimmt. Gegen Ende des 5. Jahrhunderts, von 484 bis 518, hatte dann ein erstes Schisma die beiden Kirchen getrennt. Das Schisma des Photius, zu dem es 867 kam, dauerte nur ein paar Jahre. Folgenschwerer war das von Michael Kerullarios im Jahre 1054. So bedauerlich diese Erschütterungen in sich sein mögen, so waren sie doch nur vorübergehende Krisen eines in der Tiefe fortdauernden Geisteszustandes, der die Häupter der Ostkirche so zu handeln drängte, als ob es Rom überhaupt nicht gäbe.

Der Gedanke eines wirklichen Vorrangs des Stuhles des heiligen Petrus über alle anderen Bischofsstühle, der seit alters auf dem Vatikanischen Hügel heimisch ist, war den Patriarchen in gleicher Weise ein Ärgernis wie den oströmischen Kaisern. Wäre es in ihren Augen zulässig, daß der erste Sitz von niemandem gerichtet werden durfte? Konnte der Papst, der Bischof einer Stadt, die nicht mehr viel Glanz besaß, Gesetze erlassen — und wären es religiöse —, denen sich der Kaiser zu beugen hätte? Er, der sich mit Titeln schmückte wie Basileus, Despotes und Autokrator? Er, der Nacheiferer und Nachfolger des Großkönigs, der selbst wieder ein Nachfolger der Cäsaren war? So fragten sich die Würdenträger der „allersouveränsten Stadt“ am Bosphorus. Ebenso wenig konnten es die Kaiser in ihrer „Bescheidenheit“

dulden, daß sie „Bischöfe für das Äußere“ und „den Aposteln gleich“ genannt wurden. Die Kaiser wußten übrigens in der Theologie nicht übel Bescheid. Sie verstanden sich darauf, Politik und Religion auf eine subtile Weise zu vermischen und während sie so zu gleicher Zeit das Weltliche und das Geistliche lenkten, hielten sie die Kirche so gut wie den Staat in Abhängigkeit.

Weder für den Westen noch für den Osten war ein Kompromiß möglich. Ja, mochte Rom sich seiner Rechte noch so sicher fühlen, es stieß im Osten auf weitere Widerstände, die mit der Person der Basileis und Patriarchen gar nichts zu tun hatten, aber ein friedliches Gespräch sehr erschwerten. Jeder Byzantiner aus der gehobenen Schicht war überzeugt, sich im Besitz theologischer und geistiger Reichtümer zu befinden, denen die römische Welt nichts Gleichwertiges an die Seite zu stellen vermochte. Er war sich bewußt, das Erbe einer alten Kultur zu verwalten, mit der die Barbaren jenes „Landes der Finsternisse“ — und dazu gehörten die Abendländer mehr oder weniger alle — überhaupt nichts anzufangen wußten. Er wußte, wie groß die Macht des Kaisers war und daß seine Soldaten es waren, die an den Grenzen des Ostens die Sicherheit garantierten, die selbst den verabscheuten und undankbaren Lateinern zugute kam. In späterer Zeit kamen die sehr schmerzlichen Erinnerungen an das Vorgehen der Kreuzritter in Byzanz selbst im Jahre 1204 hinzu. Mit solchen Vorurteilen belastet, konnte ein Byzantiner schwerlich begreifen, wie ein Abendländer, und wäre es selbst der Papst, sich in seine Angelegenheiten einmischen sollte. Die Lateiner waren eben für die Griechen, wie es in dem Bannfluch, den Kerullarios 1054 gegen die Legaten Roms schleuderte, hieß „unseliges Unwetter, Sturm und Hungersnot“, ja noch schlimmer, „Wildsäue“ waren sie. Und dabei wußte Kerullarios die Massen hinter sich.

Dennoch waren verschiedene Einigungsversuche unternommen worden, um den Abgrund, der die beiden Welten trennte, zu überbrücken. Alle waren praktisch gescheitert. Rom mochte noch so entgegenkommend sein, es konnte nicht auf Prinzipien verzichten, die es mit vollem Recht als unantastbar betrachtete. Und hatten die Kaiser mit Rom ein Einverständnis erzielt, dann mußten sie mit ihren Patriarchen und Würdenträgern rechnen. „Die Eitelkeit der Lateiner und die Starrköpfigkeit der Griechen werden nie zueinander finden“, meinte etwas resigniert der Basileus Manuel. Und wenn die Diplomaten wirklich einmal eine Verständigung versuchten, dann meldeten sich die Gehässigkeit der Theologen und die Unversöhnlichkeit der Mönche und wußten mit unfehlbaren Argumenten den Fanatismus des Volkes auf die Siedehitze zu treiben. Denn so zerrissen das Volk im übrigen auch war, was die Rechtgläubigkeit, und das hieß zugleich den Patriotismus anging, verstand es keinen Spaß. In Byzanz war es gang und gäbe, daß der Mob auf den Straßen und am Hafen mobilisiert wurde und, von Mönchen geführt, den spitzfindigen theologischen Argumenten eine massive Unterstützung lieh; und die Kaiser waren meist klug genug, nicht weiter zu insistieren. Unter diesen Umständen wurde die Wiedervereinigung eine übermenschliche Aufgabe.

Das Unionskonzil

Und dennoch wäre dieses Wunder, das weder die Diplomatie, noch die Theologie, noch der Geist des Evangeliums zu verwirklichen vermochten, beinahe geschehen, und zwar durch die türkische Gefahr. Der Ruf nach Union war die klassische Art, wie Byzanz sich hilfesuchend an den Westen zu wenden pflegte, wenn die Dinge an den Ufern des Bosporus nicht zum besten standen. Er überraschte dann auch niemanden. Wie war denn um 1425 herum, beim Regierungsantritt Johanns VIII. Paläologus, die Lage am Bosporus? Man muß schon sagen: dem Reich im Osten ging die Luft aus: die immer noch imponierende Hauptstadt fast allen Territoriums beraubt, Wirtschaft und Finanzen zerrüttet, zu wenig Soldaten, um die Grenzwälle zu besetzen. Auf der andern Seite ein sehr unternehmungslustiger Türke, Murad II., der fest entschlossen war, Byzanz, dieses armselige Stück Fell, das täglich mehr einschrumpfte, in nichts aufzulösen. Es war also wieder einmal hohe Zeit, sich an die Lateiner zu wenden. Für die Rettung der ihnen unsympathischen Stadt waren sie schwerlich zu gewinnen, wohl aber würden sie sich für einen neuen Kreuzzug erwärmen lassen.

Sechs Jahre dauerten die Vorbesprechungen für das kommende Konzil, wie und wo es vor sich gehen sollte usw. Man einigte sich auf Ferrara, und am 24. November 1437 segelte auf Kosten des Papstes eine Flotte von sechs Galeeren nach Westen. Sie führten den Basileus samt einem Gefolge von 700 Prinzen, Patriarchen, Äbten, Bischöfen, Gesandten und Theologen mit sich: den ganzen griechischen Orient, Rumänien, Serbien und Rußland mit einbegriffen. Die Fürsten von Este hatten in ihrem Ferrara alles auf das beste eingerichtet. Da saß man nun beieinander und disputierte über den Gebrauch des ungesäuerten Brotes, die Art der Strafen im Fegfeuer, den Hervorgang des Heiligen Geistes, den Primat des Römischen Stuhles, aber man dachte, zumal auf byzantinischer Seite, an Truppentransporte und andere Hilfsleistungen. Zugleich fürchtete man sich immer noch vor den „Franken“ und fragte sich nicht ohne Sorgen, wie das Volk sie wohl am Anlegeplatz des Goldenen Horns empfangen würde.

Vor der drohenden Pest und vielleicht auch aus andern Gründen wurde das Konzil zu Beginn des Jahres 1439 nach Florenz verlegt. Mühsam und langsam, wie bei allen kirchlichen Geschäften, kam man zu einer Einigung. Der Kaiser hatte es eilig und suchte mit der Fülle seiner Autorität auf seine Leute einzuwirken. Aber es bedurfte der ganzen Überredungskraft, dem guten Willen und der Geduld eines Bessarion, eines Isidor von Kiew und anderer führender Männer, denen es mehr um die Religion als um Politik und Streit ging, um die Hitze der Streitenden zu dämpfen und trotz der Opposition der Unentwegten zu vernünftigen Verträgen zu kommen. Schließlich konnte am 6. Juli das Unionsdekret in der Kirche Santa Maria del Fiore verkündet werden. Das geschah im Verlauf großartiger Feierlichkeiten, bei denen der reiche orientalische Pomp mit der klassischen Majestät Roms wetteiferte. Bessarion ward die verdiente Ehre zuteil, das Unionsdekret in griechischer Sprache zu verlesen. Fünf Monate später war er Kardinal der römischen Kirche: Morgenland und Abendland, der Riß, der die Christenheit getrennt hatte, war nur noch böse Erinnerung; das Gewand Christi

erschien in seiner nahtlosen Einheit! Wenigstens konnte man sich solchen Gedanken hingeben. In Wirklichkeit nahm Byzanz diesen Vertrag so wenig ernst wie seine Vorgänger, und sehr viele, die unterzeichnet hatten, nahmen ihre Unterschrift zurück, sobald sie wieder in der Heimat waren.

Triumph des Humanismus

Auf jeden Fall war das Konzil nicht nur eine religiöse Manifestation gewesen. Da war noch etwas anderes, was besonders auf unsere Humanisten Eindruck machte, und das war die Art, mit der anlässlich der Wiedervereinigung der Hellenismus gefeiert wurde. Trotz allen gegenseitigen Versagens, trotz aller Streitereien und Verstimmungen, war das Konzil doch auch das begrüßenswerte Ergebnis vielfältiger Verständigungsbemühungen. Um diese Verständigung hatte sich vor allem der Kamaldulenser Traversari als eifriger Dolmetsch verdient gemacht. Fast alle Großen der Literatur haben, zu Kirchenmännern oder Diplomaten befördert, an den Verhandlungen oder Kommissionen des Konzils teilgenommen. Nicht alle Gelehrten, die wir genannt haben, waren direkt an den Kontroversen der Theologen beteiligt, aber viele von ihnen gehörten in verschiedener Eigenschaft zum Gefolge der beiden Souveräne. Jedenfalls hatten sie alle mehr oder weniger gewissenhaft den Boden für eine Verständigung vorbereitet. Wenn die Lateiner auch nicht ohne jedes Mißtrauen waren, so kannten sie doch die ruhmreiche Vergangenheit der Männer, die da zum Arno gekommen waren. Das schuf ein günstiges Klima und konnte den Byzantinern nur schmeicheln. Das Einigungswerk war auch in Byzanz selbst im 13. und 14. Jahrhundert durch Pioniere wie Johannes Bekkos, Gregorius Akindinos und Demetrius Kydones vorbereitet worden. Sie waren gute Kenner des westlichen Denkens und hatten Thomas von Aquin ins Griechische übersetzt. All diese Vorarbeit führte wie von selbst zum Ergebnis des 6. Juli 1439. Dieser Tag, der ohne Zweifel einen Triumph der Theologie und des Verständigungswillens darstellt, ist doch in etwa auch ein Triumph des Humanismus, der nicht bei der Kenntnis der Sprache stehenbleibt, sondern zu gegenseitigem Sich-Verstehen führt. Unter dieser Rücksicht ist das Konzil zu einem vielleicht bescheidenen aber doch wirksamen Teil auch eine schöne Offenbarung der auf theologischer und weltlicher Bildung fußenden Universalität des Geistes.

Genau so hat man es damals mehr oder weniger deutlich empfunden. Als am 14. Februar 1439 Johann VIII. mit einem großartigen Gefolge in Florenz einzog, das sich aus der Elite des byzantinischen Hofes, des Klerus und der gelehrten Welt zusammensetzte, da sah man in der Tat ganz Griechenland vorbeidefilieren. All das Gold, die leuchtenden Farben, Brokat und Seide und Edelsteine in Verein mit so viel Wissenschaft in den Straßen von Florenz, wo die Leute vor Verwunderung Mund und Nase aufsperrten, das allein war schon ein günstiges Vorzeichen der ersehnten Versöhnung. Einer zeigte dem andern Plethon und Bessarion, aber was da durch die Straßen schritt, das waren Homer, Plato, Demosthenes und in ihrem Gefolge die ganze Schar der griechischen Väter: das waren für die Zuschauer Basilius, Gregorius, Chrysostomus in Person. Und die Männer, die zu ihrem fürstlichen Empfang bereit standen, das waren die großen Namen der römischen Kurie: Leonardo Bruni begrüßte sie in ihrer Sprache. Die Medici nahmen

Papst und Kaiser bei sich auf und erwiesen sich ihnen gegenüber jederzeit als großzügige und großartige Gastgeber. Gewiß, die Diplomaten drechselten schon in ihren Hintergedanken an ihren Argumenten; und doch war es schön, daß sich so viele hochgestellte Persönlichkeiten der mühevollen Reise unterzogen hatten, nur um zu einem Einvernehmen zu kommen.

In dem prunkvollen Zuge schritt auch unter dem zahlreichen Gefolge ein junger Mann, dessen Augen nichts von dem historischen Anfang entging und dessen Gedächtnis mit großer Treue jede Einzelheit festhielt. Als daher Pietro Medici, der Gichtige, den Maler Benozzo Gozzoli beauftragte, seine Kapelle in der via Larga auszumalen, dachte der Maler unwillkürlich an das unvergeßliche Schauspiel von 1439, das ihn so sehr beeindruckt hatte, als er noch keine zwanzig Jahre zählte und das in seiner Phantasie weitergearbeitet hatte. Was konnte er, um den Zug der heiligen drei Könige darzustellen, besseres tun, als den großartigen Pomp zu schildern, mit dem die neuen Magier aus dem Osten in Florenz einzogen und von dem man in Florenz damals noch sprach? Seine Magier, das ist ohne Zweifel der allzu junge Lorenzo mit seinem schon so wachen Blick (er hat ihn für seine Zwecke älter gemalt) auf dem majestätisch daherschreitenden Schimmel. Das ist auch der ehrwürdige, weißbärtige Greis, der ein friedliches Maultier reitet. Wie sein Kostüm beweist, ist diese gewichtige Persönlichkeit ein Byzantiner. Seine Augen und seine Stirn verraten Geisteskraft, wenn nicht Verschlagenheit. Das ist der Patriarch Joseph, ein Gegner der Union. Ihm blieben damals nur noch wenige Wochen zu leben. In der Kirche Santa Maria Novella wurde noch vor dem Ende des Konzils der Leichnam des kaiserlichen Würdenträgers prunkvoll aufgebahrt, der sich übrigens kurz vor seinem Tode doch noch der Wiedervereinigung angeschlossen hatte. Schließlich ist auch der schönste der heiligen drei Könige, jünger und mit kürzerem Bart, in einer reichen goldbestickten grünen Robe, das Haupt mit einer Art Turban geziert, den eine Krone überragt, gleichfalls ein Byzantiner: er stellt den Kaiser Johann VIII. Paläologus dar, wie er, den Arm in die Hüfte gestemmt, sich für ewigen Nachruhm malen läßt.¹ Das alles ordnet sich zu einem festlichen, in tausend Farben sprühenden Reiterzug, der sich breit wie eine Teppichweberei entfaltet und wie eine Miniatur leuchtet. Das Ganze in einer Art harmonischer Unordnung, inmitten einer blumenbesäten toskanischen Frühlingslandschaft, die nach Art von Vincigliata stilisiert ist. Trotz der vom Künstler beabsichtigten Anachronismen, ist dieser frohe Reiterzug eine wahre Apotheose jenes Einzugs der Griechen nach Florenz.

Das Verdienst der ersten Pioniere

„Aus dem Schiffbruch ganz Griechenlands, retteten sich alle Gelehrten hierher wie in einen Hafen“, schrieb Ugolino Verino aus Florenz. Derartige

¹ Es ist reizvoll, das Gemälde von Gozzoli mit dem Bericht zu vergleichen, den Florentino Bartolomeo del Corazza in seinem Diario von dem Ereignis gibt: „Es war ein schöner Zug. Als er (der Kaiser) am Tore eingetroffen war, zogen die Signori ihm entgegen und er gab allen sehr freundlich die Hand ... In diesem Augenblick fing es an, sehr stark zu regnen. Der Regen verdarb das Fest und die geplante Abfolge der Ehrerweisungen, und der Kaiser konnte nicht, wie vorgesehen, absteigen. Die Straßen waren voll von Männern und Frauen ... Der Kaiser trug um die Schultern einen weißen Purpur (porpora bianca!) und darüber einen Mantel aus rotem Tuch mit einem weißen, vorne spitz auslaufenden Hut; auf dem Hut hatte er einen Rubin größer als ein Taubenei samt anderen Edelsteinen.“

Texte wollen richtig verstanden sein. Man muß sie im Lichte dessen betrachten, was über die Erregung gesagt wurde, die der Fall Konstantinopels hervorrief. Es ist gewiß, daß die Katastrophe Gelehrte nach Italien geführt hat. Es ist aber nicht weniger gewiß, daß zu jener Zeit der Hellenismus längst Heimatrecht auf der Halbinsel erworben hatte. Die Geschichte sagt uns ferner, daß Handschriften von Stambul nach dem Westen kamen: die beiden Reisen des Janus Lascaris in den jüngst eroberten byzantinischen Osten trugen etwa 200 Manuskripte ein. Das ist bedeutend weniger als diejenigen, die Aurispa lange vor 1453 käuflich erworben hatte. Ebensovienig hatte Bessarion die Einnahme der Hauptstadt abgewartet, um seine Sammlung von 700 Handschriften zusammenzubringen.

In Wirklichkeit ist es so, daß die zweite Humanistengeneration, die eben ziemlich dicht nach dem Fall von Byzanz herüberkam, einen so großen Ruf genoß, daß sie das Licht ihrer Vorgänger, der ersten Pioniere und bedeutenden Humanisten, in den Schatten stellte. Dennoch sollte das goldene Zeitalter des Magnifico, die heilige Lampe, die Marsilio Ficino vor dem Bild Platos unterhielt, die Akademie der Aldus in Venedig, die Zeit, da ein Goldschmied wie Cennini es nicht unter seiner Würde hielt, persönlich Buchstaben zu gießen, all dies sollte nicht die bescheidenen Anfänge der ersten Florentiner Zirkel in Vergessenheit geraten lassen.

Wenn Florenz, die strahlende Blüte Italiens, mit Lorenzo, mit Poliziano und Ficino, so duftig leicht, so graziös, so einschmeichelnd und lebensfroh geworden ist, daß es an das Athen zu Beginn seines Abstiegs von der Höhe oder genauer, wenigstens in mancher Hinsicht, an das Alexandrien der Anthologie und Plotins erinnert, so bleibt wahr, daß diese unnachahmliche Reife ihr Frühstadium gehabt hat. Damals verband sich der Enthusiasmus mit ernster Würde, die Bewunderung wirkte noch etwas linkisch, das Griechisch schmeckte, ehe es die Sprache der Medici wurde, noch nach Byzanz, und der Geist empfand in seiner Unternehmungslust und Selbstsicherheit noch nicht, daß nach dem eigenen Geständnis des Magnifico „zu viel Wissen die Sorglosigkeit zerstört“. Es scheint also nicht, daß die Tage der Trauer im Jahre 1453 für den Humanismus die Bedeutung gehabt hätten, die man ihnen gewöhnlich gibt. Sie haben höchstens einen Symbol- und Zeichenwert. Der Frühling 1439 dagegen bezeichnet mit all den reichen Versprechungen, die ein Florentinischer Mai in sich trägt, die erste Etappe des abendländischen Hellenismus.

Asien oder Europa?

Von HEINRICH DUMOULIN S. J.

Die Begegnung zwischen Ost und West ist in unserem Jahrhundert der *einen* Welt in ein neues, vielleicht endgültiges Stadium eingetreten. Die wissenschaftliche Erforschung Asiens, seit Beginn der Neuzeit von einigen humanistisch fühlenden Missionaren zögernd eingeleitet, erschloß während des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts im wesentlichen alle Haupt-